

Darf man Bücher gegen Bezahlung verlegen?

# Moral oder Geschäftsmodell?

Wer in den 1980er- und 90er-Jahren die Frankfurter Buchmesse besuchte, stieß auf einen Stand, der in ein buntes Glitzerkleid gehüllt war: Die Wände in der Firmenfarbe Rot, mit bunten Lichterketten, die von der Decke baumelten, und mit hübschen Hostessen – in einer Zeit, in der es als „intellektuell“ galt, Ver-



Wolfgang Ehrhardt Heinold zu den Memoiren von W. R. Frieling

lagsstände tiefschwarz auszustaffieren und in der das Verlagspersonal eher von den Zeitläuften zerfurcht daherkam. Mittendrin in diesem ungewöhnlichen Messestand der Verleger, der jeden Messetag sein „Bühnenkostüm“ wechselte – vom blaugrün schimmernden Samtrock über einen Gehrock mit voluminösem Pelzkragen bis zum schokoladebraunen Stresemann – Umberto Ecos Motto folgend: „Verkleidet euch als Blumen, und die Bienen werden kommen!“

Und die Bienen kamen, in der Gestalt von Autoren, die z.T. jahrelang vergeblich bei den Lektoraten der literarischen Verlagshäuser antichambriert hatten, um ihre Manuskripte mit Gedichten, Memoiren, Erzählungen, Essays oder auch Sachbücher, Ratgeber und Nachschlagewerke unterzubringen. Manche hatten das Scheckbuch gleich dabei. „Verlag sucht Autoren“ hieß der Zauberspruch, der sie herbeilockte. Sie konnten ihr Wunschbuch innerhalb kurzer Zeit solide gedruckt und gebunden in den Händen halten – allerdings nur, wenn sie bereit waren, sämtliche Kosten selbst zu tragen.

Der Wahl-Westberliner Wilhelm Ruprecht Frieling (\* 1952) war der erste Verleger, der keinen Hehl daraus machte, dass er ausschließlich Werke verlegte, die der Autor komplett selbst finanzierte:

Satz, Druck und Bindung sowie Werbung, Marketing und Vertrieb einschließlich Verlagsgewinn. Die Geschichte dieses Paradiesvogels unter den Verlegern des ausgehenden 20. Jahrhunderts kann man nun in seinem Buch nachlesen, das er im ersten Untertitel „Wie ich Verleger wurde“ und im zweiten Untertitel eine „Lebensabschnittsgeschichte“ nennt.

Er schreibt, wie er „eher zufällig“ entdeckt, dass Menschen bereit sind, Geld hinzulegen für ihren Lebenstraum, ein Buch von sich gedruckt zu sehen, was in den USA ideologiefrei praktiziert wird. Zwischen 1983 und 2003 bringt er 3.000 von ihren Autoren finanzierte Einzeltitel und 7.000 Gedichte und Erzählungen in Sammelbänden heraus; dann verkauft er sein Unternehmen.

Bücher gegen Bezahlung zu verlegen, gilt in weiten Kreisen der Branche als unmoralisch. Aber geht es um Moral oder geht es um Geschäftsmodelle? So viel steht fest: Es können sehr viel weniger Bücher von den etablierten Verlagen herausgebracht und vom klassischen Buchhandel verkauft werden, als in einer modernen Gesellschaft unseres Bildungsniveaus Manuskripte entstehen. Ist das, was die Filter der Lektorate passiert und auf Verlagsrisiko gedruckt wird, in jedem Falle mehr wert als das, was in unserem Marktsystem ungedruckt bleibt?

Eduard Schönstedt hat für dieses Phänomen den Begriff der „nicht akzeptierten Literatur“ eingeführt („Der Buchverlag“, Stuttgart 1991, S.63). Von wem nicht akzeptiert? Vom Buchhandel oder von den Lesern? Aber dorthin können diese Titel ja gar nicht gelangen, solange sie nicht gedruckt werden. Und kraft welcher Vollmacht sind die Lektorate der etablierten Verlage die alleinige Instanz, die über das Schicksal dieser Geistesprodukte entscheidet?

Die Frage muss also lauten: Wohin mit den Manuskripten, für die offensichtlich

kein Verlag bereit ist, das Herstellungsrisiko zu übernehmen? In einer freien Marktwirtschaft kann niemand niemandem verbieten, Bücher herzustellen und dem Markt anzubieten, auf wessen Kosten auch immer. Frieling hat dafür den Begriff des Privatverlegers erfunden. Das klingt vornehm. Andere bevorzugen den Begriff des Dienstleistungsverlages, was die Sache schon eher trifft.

Das Problem liegt auf einer ganz anderen Ebene. Frieling beschreibt es so: „Gibt es eine berechtigte Kritik am Tätigkeitsfeld des Privatverlegers, dann ist es die tragische Funktion als Friedhofsgärtner, die sich leider nur selten positiv auflöst.“

Weniger blumig ausgedrückt: Der größte Teil der auf Autorenkosten gedruckten Bücher wurde nicht verkauft. Frieling selbst beschreibt die große Halle, die er zum Lagern seiner Produktion in Süderlügum im schönen Nordfriesland auf der grünen

*„Bücher gegen Bezahlung verlegen? Geht es um Moral oder geht es um ein Geschäftsmodell?“*

Wiese errichtet hat. Dabei hat er sich sorgsam gehütet, den Anschein zu erwecken, dass gerade er das Vertriebsproblem lösen könne. In seinen Vorabinformationen für Autoren war nach seinen Angaben ein Verkaufsversprechen nicht zu finden.

Frielings offene Bekenntnisse werfen ein Schlaglicht auf den Strukturwandel, der im Verhältnis von Autor und Verleger stattfindet. Der frühere „Privatverleger“ verweist in seinem Buch darauf, dass Computer und Digitaldruck immer mehr Autoren die Möglichkeit eröffnen, preiswert im Wege des Publishing-on-demand zu einer eige-

---

nen Veröffentlichung zu kommen – und das, so sei hinzugefügt, ohne dass die von ihm selbst beschworenen Bücherfriedhöfe entstehen.

**E**s muss wohl angesichts des erasanten technologischen und gesellschaftlichen Wandels über die Aufgabenteilung zwischen Urheber und Verwerter neu nachgedacht werden. Zahlreiche Verlagsfunktionen – nicht nur das Herstellen des Satzes, oft das Layout, auch Teile des Marketings – sind in den letzten Jahren wie selbstverständlich von den Verlagen zu den Urhebern zurückgewandert. Immer öfter werden von Autoren – vor allem, wenn sie noch nichts veröffentlicht haben – Zuschüsse z.B. für Grundlayout und Umschlaggestaltung verlangt. Damit wächst die Tendenz zur Beteiligung der Urheber am Verlagsrisiko. Auch werden sie verstärkt ins Marketing eingespannt. Den Preis dafür zahlen die Verlage, wenn Autoren für ihre Kostenbeiträge und zusätzlichen Tätigkeiten höhere Honorarsätze fordern und ihre Verwertungsrechte nur noch teilweise und zeitlich begrenzt übertragen.

**V**erlage verwandeln sich vom Inhaber aller Rechte, die sie im Zweifel nie voll ausüben, zum Dienstleister für bestimmte Publikationsformen und Vertriebswege.

Ein Blick in die Musikindustrie zeigt, wohin die Reise gehen könnte: Künstler vergeben ihre Rechte nur noch einzeln, sie leben in erster Linie von ihren Auftritten und nur am Rande vom Verkauf ihrer Ware. Sie sind sozusagen die Verleger ihrer selbst. Der Tonträgerverlag ist nur noch in beschränktem Umfang für sie tätig.

Es sollte erlaubt sein, über solche neuen Problemstellungen nachzudenken, wie sie einem nach Wilhelm Ruprecht Frielings freimütiger „Lebensabschnittsgeschichte“ in den Sinn kommen. |